

Auf literarischen Wegen durch Franken: Tieck/Wackenroder, Scheffel und Tucholsky

von

Bernhard Wickl

Zum Abschluss des diesjährigen Seminars möchte ich Sie auf literarischen Wegen durch Franken führen. Zu diesem Zweck habe ich aus einer Vielzahl von Möglichkeiten drei Dichterreisen ausgesucht, die sich auf drei Jahrhunderte verteilen: Beginnen wollen wir mit der berühmten Pfingstreise von 1793, die *Ludwig Tieck* und *Wilhelm Heinrich Wackenroder* in die Fränkische Schweiz – damals noch als Muggendorfer Gebirg bezeichnet – den Frankenwald und das Fichtelgebirge führte. Gut 60 Jahre später war es mit *Joseph Victor von Scheffel* eine literarische Berühmtheit, die im Rahmen der Vorarbeiten für einen geplanten Roman unter anderem auch die Fränkische Schweiz durchwanderte. 1927 schließlich kam mit *Kurt Tucholsky* ein weiterer namhafter Autor nach Franken, um mit zwei Freunden zu wandern und – hauptsächlich – Wein zu trinken.

Die gerade genannten Schriftsteller haben ihre Reiseerlebnisse in schriftlicher Form festgehalten und uns somit Wegbeschreibungen hinterlassen, die wir sehr gut dazu verwenden können, diese Reisen nachzuvollziehen und dem eigentümlichen Reiz nachzuspüren, der sich aus der Kontrastierung von historischem Reisebericht und den aktuellen Gegebenheiten ergibt. Von gänzlich unterschiedlicher Art sind die schriftlichen Zeugnisse, welche aus diesen Reisen hervorgegangen sind:

- *Tieck* und *Wackenroder* haben ausführliche Briefe hinterlassen, die sich in ihrem Charakter freilich deutlich unterscheiden. Während *Wackenroder* einen sehr ernsthaften Reise- und Rechenschaftsbericht an seine Eltern verfasst, geht *Tieck* die ganze Unternehmung wesentlich lockerer an; er schreibt an seinen Freund und späteren Schwager *Bernhardi*.
- *Scheffels* Wandererlebnisse haben sich in einem 20-strophigen Gedicht niederge-

schlagen mit dem Titel „Exodus Cantorum – Bambergischer Domchorknaben Sängerafahrt“. Von Bamberg aus ziehen die Domchorknaben im Frühling an Wiesent, Püttlach und Ailsbach entlang und in einem weiten nördlichen Bogen über Aufseß und Klosterlangheim wieder nach Bamberg zurück. Wer von Ihnen öfter zu Fuß oder mit dem Fahrrad in der Fränkischen Schweiz unterwegs ist, kennt sicher die eine oder andere dieser 20 Strophen; denn zu beinahe jedem markanten Ort gibt es eine solche.

- *Tucholskys* launisch-ironisch-humoristischer Reisebericht mit dem Titel „Das Wirtshaus im Spessart“ erschien am 18.11. 1927 in der *Vossischen Zeitung*. Die darin beschriebene mehrtägige Fußreise hatte Tucholsky im September des gleichen Jahres mit zwei Freunden unternommen.

*Ludwig Tieck,
Wilhelm Heinrich Wackeroder:
Die Pfingstreise von 1793 durch die
Fränkische Schweiz, den
Frankenwald und das Fichtelgebirge*

Tieck und *Wackenroder*, deren Pfingstreise von 1793 bereits beim 40. Fränkischen Seminar Gegenstand eines Vortrags war, haben seit dem 200. Jubiläum ihrer Reise in Franken viel Beachtung erfahren, was die besondere Bedeutung ihrer Unternehmung bestätigt. Das 40. Fränkische Seminar befasste sich mit der Literaturlandschaft Franken; somit standen bei der Betrachtung der Pfingstreise literarhistorische Fragestellungen im Mittelpunkt. Heute soll das Hauptaugenmerk dagegen auf Wege- und technischen Aspekten liegen. Die beiden jungen Berliner waren in einer Zeit unterwegs, in der die Entdeckung und Eröffnung der Fränkischen Schweiz erst am

Anfang stand. Eine wie auch immer geartete touristische Infrastruktur existierte also nicht bzw. nur in bescheidenen Ansätzen. Auch das Reisen selbst war noch keine Selbstverständlichkeit. Lange Zeit hatte man die freie, ungezügelte Natur als bedrohlich empfunden, und es wäre kaum jemandem eingefallen, sich freiwillig in der Natur zu bewegen oder dies gar als genussvoll zu empfinden. Die entscheidende Änderung im Naturverständnis fand im Zeitalter der Aufklärung statt: Man sah die Natur nicht mehr als „gefallene“ Natur, die – wie alles Irdische – der Vergänglichkeit anheim gegeben war, sondern als Beweis für die Größe von Gottes Schöpfung.

Zwar war die *Grand Tour*, eine Bildungsreise junger, finanziell unabhängiger Adliger zu den Weihestätten des klassischen Altertums, längst etabliert; im Bürgertum aber hatte sich die Reise, die nicht nur dazu diente, vom Ort A zum Ort B zu gelangen, sondern als Bildungsinstrument gedacht war, noch nicht voll durchgesetzt.

Welche Motive hatten die beiden 20-jährigen Berliner für ihre Reise? Markgraf *Alexander von Ansbach*, der seit 1769 die Herrschaftsgebiete Ansbach und Bayreuth in Personalunion regiert hatte, dankte 1791 zugunsten des preußischen Königs *Friedrich Wilhelm II.* ab und zog sich auf einen englischen Landsitz zurück. Die Markgraftümer Ansbach und Bayreuth, mithin auch die Universitätsstadt Erlangen, waren somit preußisch. Für junge Preußen lag es also nahe, die neuen Landesteile über einen Studienaufenthalt in Augenschein zu nehmen: „Unser Hauptzweck war, die Merkwürdigkeiten der Natur, die wir von Erlangen so nahe haben, kennenzulernen, ...“, schreibt *Wackenroder* am Anfang seiner Reisebriefe an die Eltern. Er war es auch, der sich auf diese Reise äußerst gewissenhaft vorbereitet hat, indem er zum Beispiel eine Landkarte besorgt und Fachbücher exzerpiert hat, die damals zum Teil gerade erst neu erschienen waren: *Füssels* „Tagebuch auf einer Reise durch Franken“ (1791), *Gatterers* „Anleitung zu Bergwerksbesuchen“ (1785–1790) und *Espers* „Beschreibung der Muggendorfer Höhlen“ (1774).

Eine weitere Maßnahme, die der effektiven Durchführung der Reise diente, bestand in den Empfehlungsschreiben, die sich *Wackenroder* von seinem Erlanger Professor *Mehmel* für den Aufenthalt in Bayreuth mitgeben ließ. Diese Empfehlungsschreiben waren äußerst hilfreich; denn sie sorgten dafür, dass die beiden Studenten am Zielort mindestens einen Ansprechpartner hatten, der sie herumführte oder weitere Kontakte eröffnete. Bayreuth erreichten *Tieck* und *Wackenroder* über die Stationen Baiersdorf, Streitberg, Wonsees, Sanspareil und Schloss Fantaisie. Neben Streitberg, wo sie vor allem die Ruine Neideck bewunderten, Wonsees, wo sie des inzwischen völlig vergessenen *Friedrich Taubmann* gedachten, Sanspareil, wo sie sich ausführlich mit der von der berühmten *Wilhelmine von Bayreuth* geschaffenen Gartenanlage beschäftigten, und der mächtigen Donndorfer Linde zeigten sich die beiden Protestanten vor allem beeindruckt von einer Wallfahrt, die ihnen auf dem Weg nach Sanspareil begegnete und die *Tieck* folgendermaßen beschreibt:

Hinter Streitberg sah ich die erste Wallfahrt. Eine Menge Leute gingen langsam und singend ihre Straße fort, dann lachten sie wieder und waren lustige Männer, Weiber und Mädchen; sie wallten zu einem wundertäti gen Marienbilde hin, in der Gegend von Kulmbach. Eine Wallfahrt muß wirklich nicht ganz unangenehm sein.

In Bayreuth wurden *Tieck* und *Wackenroder* von Professor *Mehmel* unter anderem an Hofkammerrat *Turnesi* verwiesen, welcher „der Oberste über den Bergbau im Bayreuthschen und zugleich Direktor des Gast- und Irrenhauses“ war, welches sich in der damaligen Vorstadt St. Georgen befand. *Turnesi* war der engste Mitarbeiter *Alexander von Humboldts* bei dessen Aufenthalt in den Bergwerksgegenden Mitte 1792 und allein schon deshalb ein äußerst lohnender Gesprächspartner für den an Fragen des Bergbaus sehr interessierten *Wackenroder*, der von *Turnesi* auch mit einer der ersten Arbeiten des später weltberühmten *Alexander von Humboldt* vertraut gemacht wurde, nämlich mit dessen Bericht „Über den Zustand des Bergbaus und Hütten-

Wesens in den Fürstentümern Bayreuth und Ansbach im Jahre 1792“.

Das System der Kontaktaufnahme durch Empfehlungsschreiben erwies sich als erfolgreich und wurde mit Hilfe von *Turnesi* auch weiter praktiziert, so dass den beiden Berlinern in Naila, Wunsiedel und Bischofsgrün noch interessante Bekanntschaften ermöglicht wurden.

Das nächste Ziel, das heutige „Bad“ Berneck, überraschte die zu Pferde reisenden Studenten „durch einen Anblick ... , der nebst der Gegend von Streitberg zu den schönsten Prospekten gehört die wir gehabt haben.“ Von Berneck aus starteten *Tieck* und *Wackenroder* zu einem „Zirkelweg durchs Oberland“, der sie durch Frankenwald und Fichtelgebirge wieder zurück nach Berneck führte. Das Hauptinteresse der Reisenden galt nun verstärkt dem unterirdischen Franken; denn sie erkundeten im Raum Naila und dann später in Arzberg mehrere Bergwerke, wobei vor allem *Wackenroder* als treibende Kraft agierte. Einem Empfehlungsschreiben *Turnesis* verdankten sie die Bekanntschaft mit Vizebergmeister *Ullmann*, der sie am Morgen des 22.5.1793, dem sechsten Tag ihrer Reise, dicht an der sächsischen Grenze in die Eisenerzgrube „Gabe Gottes“ führte und ihnen viel Wissenswertes über den Bergbau um Naila herum erzählte. Am Nachmittag besichtigten sie mit *Ullmann* dann in der Ortschaft Hölle noch ein Vitriolwerk, welches das ebenfalls in der „Gabe Gottes“ gefördernte Eisenvitriol, ein schwefelsaures Salz, verarbeitete, sowie einen Eisenhammer.

Nach Erreichen der Stadt Hof wollte *Wackenroder* am folgenden Tag einen Abstecher nach Karlsbad machen, was aber am Gerichtshalter in der kaiserlich-böhmisichen Stadt Asch scheiterte, der erklärte, dass Matrikeln, die sie zu ihrer Legitimation vorwiesen, keine Pässe seien, und ihnen deshalb die Weiterreise verweigerte. So mussten *Tieck* und *Wackenroder* von Asch aus die drei Meilen bis Wunsiedel in Angriff nehmen, wobei eine Meile 7,5 Kilometern entspricht.

Gar nicht weit von Asch entfernt liegt Selb, dessen Straßenpflaster laut *Tieck* erhebliche Mängel aufwies:

... *Selb* ... ist so abscheulich gepflastert, daß wir fast mitten im Ort mit den Pferden den Hals gebrochen hätten. Ich habe bis itzt noch kein Pflaster in der ganzen Welt gesehen, welches seine Bestimmung so wenig erfüllte. Der eine Stein stand gerade in die Höhe, dicht daneben ein tiefes Loch; dann wieder die Steine übereinander gepackt, kurz, ein solch Pflaster läßt sich besser fühlen als beschreiben, wie so manches in der Welt.

Während *Wackenroder* den 24.5.1793 mit Vizebergmeister *Schubert*, dessen Bekanntschaft er wiederum einer Empfehlung *Turnesis* verdankte, die Bergwerke um Arzberg erkundete, verbrachte *Tieck* den Tag mit Spaziergängen in der Gegend von Wunsiedel, wobei er auch die damals schon bemerkenswerte bürgerlich-aufklärerische Gartenanlage der späteren Luisenburg durchstreifte. Der Ausbau der Luxburg zu einer Gartenanlage ist in Zusammenhang mit dem nahen Alexandersbad zu sehen, das seinen Namen sowie die Einrichtung eines Bades dem bereits erwähnten Markgrafen *Alexander von Ansbach und Bayreuth* verdankt, der 1782/83 das Schloss als Badehaus für die Kurgäste bauen ließ. Die Bäderreise stellt sicherlich auch eine der frühesten Formen des Tourismus dar, der allerdings im Jahr 1793 in Alexandersbad noch nicht recht florierte; denn *Tieck* konnte bei seinem Besuch nicht einen einzigen Badegast entdecken.

Während die Überschreitung des Fichtelgebirges heute kein riskantes oder gefahrvolles Unternehmen mehr darstellt, wurde sie für *Tieck* und *Wackenroder* zu einem regelrechten Abenteuer. Aus Angst, sich auf dem Weg von Wunsiedel nach Bischofsgrün zu verirren, befanden sich die Reisenden in Begleitung eines Führers, der sich dem Vorhaben aber nicht gewachsen zeigte; denn das Befürchtete trat tatsächlich ein, was *Tieck* folgendermaßen beschreibt:

Wir merkten bald, dass unser Bote nicht ganz so gut Bescheid wusste, als man von ihm gerühmt hatte; denn er versuchte bald diesen, bald jenen Weg, aber keiner war ganz nach seinem Geschmack. ... Endlich gerieten wir gar auf einen Weg, der sumpfig war; ... Es war im eigentlichen Verstande halsbrechend; oft

*sanken die Pferde bis an die Brust in den Kot.
Ich wurde auf den Wegweiser sehr böse; denn
in einem Sumpf den Hals zu brechen, ist zu
einem solchen Spaß gerade der unangenehmste
Ort von allen.*

Nachdem sie dieser Gefahr glücklich entronnen waren, mit einem neuen Führer den Ochsenkopf überquert und sich an dessen Granitmassen begeistert hatten, dank eines weiteren Empfehlungsschreibens *Turnesis* den Kommerzienrat *Müller* in Fröbershammer kennen gelernt hatten, der sie mit einem hervorragenden Abendessen und außerordentlich schönen Betten verwöhnte und nebenbei auch noch vor einem betrügerischen Wirt beschützte, beendeten die beiden Freunde am folgenden Tag ihre Rundreise durch das Bayreuther Oberland in Berneck und ritten weiter nach Kulmbach. Über Thurnau und Sanspareil erreichten sie am 27.5.1793 die letzte Station ihrer Reise, Streitberg, von wo aus dann die Höhlen in der Muggendorfer Gegend erkundet wurden. Zu diesem Zweck vertrauten sich die beiden Besucher der Führung des Höhleninspektors *Johann Georg Wunder* an, der 21 Jahre vorher die nach ihm benannte Höhle bei Muggendorf entdeckt hatte. Allein schon die Existenz eines noch vom Markgrafen eingesetzten Höhleninspektors, der nebenbei noch mit Versteinerungen und Kräutern handelt, beweist die Bedeutung der unterirdischen Welt im „Muggendorfer Gebürg“, die in das Blickfeld der Fachleute im Jahre 1774 geriet, als der 1781 verstorbene Uttenreuther Pfarrer *Johann Friedrich Esper* in seinem Buch „Ausführliche Nachricht von neuentdeckten Zoolithen unbekannter vierfüßiger Tiere, ...“ eine genaue Beschreibung der Funde in der Zoolithenhöhle lieferte. *Wackenroder* kannte dieses Werk; er nannte es seinen Eltern als Informationsquelle über die letzte Station der Pfingstreise.

Dass der Höhleninspektor sein gewiss nicht übermäßig üppiges Salär mit einer Art Souvenirhandel aufbesserte, zeigt aber auch, dass eine konstante Nachfrage vorhanden war und dass *Tieck* und *Wackenroder* nicht die ersten Besucher der Höhlen waren. Immerhin waren 1793 bereits mehr als 20 Jahre seit dem Beginn der Erschließung der späteren Fränkischen Schweiz vergangen.

Joseph Victor von Scheffel: Exodus Cantorum – Bambergischer Domchorknaben Sängerfahrt (1859)

Scheffel liefert uns keinen in der ersten Person geschriebenen Bericht von seiner Reise, sondern kleidet sie in ein fiktives Geschehen ein. Scheffels 20-strophiges Gedicht beschreibt eine Wanderung Bamberger Domchorknaben durch die Fränkische Schweiz, wobei jede Strophe eine Station dieser Reise zum Gegenstand hat. Wir wissen jedoch, dass dem Gedicht eigene Wandererlebnisse Scheffels zugrunde liegen, weshalb die Frage zu stellen ist, warum *Scheffel* das Geschehen fiktionalisiert hat.

Im Jahre 1859 war der 1826 geborene *Scheffel* ein noch recht junger, aber bereits berühmter Schriftsteller. Sein Ruhm gründete auf zwei Werken: auf der zu Weihnachten 1853 veröffentlichten Versnovelle „Der Trompeter von Säckingen“ sowie auf dem im Frühjahr 1855 erschienenen historischen Roman „*Ekkehard*“. Durch diese beiden Werke war der von 1853 bis 1901 regierende Großherzog *Carl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach* auf *Scheffel* aufmerksam geworden. *Carl Alexander* war bestrebt, den schon etwas verblassten Glanz Weimars als Kulturrempole zu verbessern, weshalb er versuchte, namhafte Künstler nach Weimar oder auf die Wartburg zu berufen. Er eiferte dabei seinem Großvater *Carl August* sowie seiner Urgrossmutter *Anna Amalia* nach, die mit der Berufung *Wielands*, *Goethes*, *Herders* und *Schillers* Weimar Weltgeltung verschafft und sein goldenes Zeitalter begründet hatten.

Carl Alexander warb heftig um die Gunst *Scheffels* und lud ihn unter anderem auch auf die Wartburg ein, wo der Dichter 1857 zu Gast war. Offenbar wünschte sich der Großherzog von *Scheffel* einen historischen Wartburgroman; denn in seinem Schreiben vom 18.11. 1857, in dem sich der Autor bei *Carl Alexander* für den Aufenthalt in Thüringen bedankte, versprach *Scheffel* – freilich unter etlichen Vorbehalten – ein solches Werk:

Und wenn es mir je einstmals gelingen sollte, ein fröhliches, farbenfrisches Wartburgbild aus den Zeiten, da Minnelied und ge-

wappneter Männer Schritt durch jene Hallen tönten, zu schaffen, so bin nicht ich der, der es zeichnet, sondern es ist der künstlerische Sinn Euer Königlichen Hoheit, der es wachgerufen.

Im Falle seines Erstlingsromans „Ekkehard“ hatte Scheffel die Hauptschauplätze des Werkes – die Insel Reichenau im Bodensee und die nahe gelegene Burgruine auf dem Hohentwiel bei Singen – intensiv in Augenschein genommen. In gleicher Weise sollte nun der geplante Wartburgroman vorbereitet werden, wie Scheffel seinem Freund Karl Schwanitz aus Eisenach am 10.4.1859 brieflich mitteilt:

Nach Ostern werde ich Donaueschingen verlassen, um dem Großherzog von Weimar mein Versprechen zu halten und das Buch aus den Zeiten Landgraf Hermanns und des alten Wartburgglanzes zu schreiben. ... Ich kann diese Arbeit gedeihlich nicht unternehmen, ohne aus eigener Anschauung Oberösterreich, die Burgen und Klöster von Linz bis Wien, und außerdem die alte Bischofsstadt Passau kennen gelernt zu haben.

Seine Reisepläne teilte Scheffel natürlich auch dem Großherzog in einem Brief vom 30.12.1858 und in einem weiteren Schreiben vom 9.6.1859 mit. Darin heißt es:

... um zu freier Anschauung der alten Zeit zu gelangen, muß ich bald reisen z.B. nach Oesterreich, Franken, auf den Hohenstaufen, bald still vergraben hinter Büchern liegen. Und so steht noch manche Unruhe bevor, ehe ich der Wartburg freundlich Gastrecht zur letzten ausrundenden Arbeit beanspruchen darf.

Erst in diesem zuletzt zitierten Brief erwähnte Scheffel auch Franken als Reiseziel, das er dann auch wirklich ansteuerte. Am 16.6.1859 brach der Dichter zu seiner Sommerfahrt auf, die ihn über Göppingen, den Hohenstaufen, Donauwörth, Passau, Wien, Prag, Dresden und Leipzig zur Wartburg führte. Diese diente ihm allerdings nur als Zwischenstation auf seinem Weg zum vorläufigen Reiseziel, das er am 11.7. erreichte. Noch am selben Tag schrieb Scheffel an seine Mutter:

Endlich hat meine Wanderfahrt ein Ende und ich habe einen ruhigen Bergesgipfel gefunden, der mich in den nächsten Wochen gastfreundschaftlich beherbergen soll ... hier ist die ersehnte Stille und Waldeinsamkeit, und einfach ländlich Leben, drei Dinge, die zur Konzentrierung des Geistes und schöpferischer Gestaltung schier unumgänglich nötig sind. Ich sitze in einer hohen Mönchsstube, mit Aussicht in die walldigen Höhen des Frankenlandes. Benediktiner haben einst dafür gesorgt und gebaut, daß nach ihnen Komende mit ähnlichem Sinn diese Stätte vorfinden ... jetzt gehörts einem Herzog von Bayern und ist ein leerstehend großartiges Herrenschloß ... Kloster Banz in Franken.

Zwei Monate, viel länger als ursprünglich geplant, blieb Scheffel hier Guest und arbeitete an seinem Wartburgroman, wobei ihm vor allem Lieder aus der Feder flossen und nur wenig Prosa. Mit der Arbeit ging es aber nur schleppend voran, und Ende August hatte Scheffel nach eigener Einschätzung erst höchstens ein Drittel des Romans vollendet.

.... als allmählichen Schluß [seines] Aufenthaltes im Frankenland“ unternahm Scheffel Anfang September „einen herrlichen Ausflug in das Hochland der sogenannten Fränkischen Schweiz“, wie er seiner Mutter am 6.9.1859 voller Begeisterung schrieb. In diesem Brief rekapituliert Scheffel nahezu alle Stationen seiner „an freundlichen Eindrücken reichen dreitägigen Bergfahrt“. Das literarische Ergebnis, in das dieser „Gebirgsmarsch“ mündete, ist nun aber das Gedicht „Exodus Cantorum – Bambergischer Domchorknaben Sängerfahrt“; denn die von den Domchorknaben besuchten Orte und Gegenden sind praktisch genau dieselben, die Scheffel in seinem Brief an die Mutter vom 6.9.1859 so begeistert beschreibt. Die fiktive Darstellung seiner eigenen Wanderung als Sängerfahrt Bamberger Domchorknaben erklärt sich also aus der Absicht Scheffels, dieses Gedicht seinem Wartburgroman einzuverleiben, der im frühen 13. Jahrhundert spielen sollte.

Im Jahre 1863 veröffentlichte Scheffel „Exodus Cantorum“ allerdings in seiner Gedichtsammlung „Frau Aventiure“ und über sandte dem Großherzog das erste Exemplar

dieses Buches. In dem Begleitschreiben gab Scheffel seiner Hoffnung Ausdruck, dass der Liedersammlung „bald ein stattliches und gediegenes Buch nachfolgen“ werde; doch dazu kam es nicht. Zehn Jahre, nachdem er Carl Alexander einen Wartburgroman versprochen hatte, richtete Scheffel am 13.12. 1867 ein kurzes Schreiben an seinen Gönner, das unter Bezugnahme auf eine Prachtausgabe seiner Novelle „Juniperus“ folgende Sätze enthält:

In solcher Form und Ausstattung die Wartburggeschichten zu erzählen, war einst mein Bestreben; der Plan war zu groß angelegt und mußte unvollendet bleiben wie mancher Dom des Mittelalters.

Obwohl von Scheffel nach dem „Trompeter von Säckingen“ und dem „Ekkehard“ außer Liedersammlungen und Reisebeschreibungen keine größeren Werke mehr kamen, zählte er bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts zu den populärsten deutschen Schriftstellern. Auch wenn er heute keine große Rolle mehr spielt, in Franken ist Scheffel noch nicht ganz vergessen.

Kurt Tucholsky: Das Wirtshaus im Spessart (1927)

Die beiden Halbirren brechen frühmorgens in meine Appartements im „Weißen Lamm“ ein. „Aufstehen! Polizei!“ und „In dieser Luft kannst du schlafen?“ Jakopp in einem neuen Anzug, greulich anzusehen, Karlchen, die Zähne fletschend und grinsend in einem Gemisch von falschem Hohn und Schadenfreude. Die seit einem Jahr angesagte, organisierte, verabredete, immer wieder aufgeschobene und endlich zustande gekommene Fußtour beginnt. Du großer Gott –

Warum der 1890 in Berlin geborene Journalist und Schriftsteller Kurt Tucholsky Anfang September 1927 mit seinen beiden Freunden Dr. Erich Danehl („Karlchen“) und Hans Fritsch („Jakopp“), die er bei einem Rumänen-Einsatz gegen Ende des Ersten Weltkrieges kennen gelernt hatte, zwei Wochen lang ausgerechnet Franken bereiste, wissen wir nicht genau. Da wir nicht mehr als die gerade zitierten, etwas dünnen Informatio-

nen über die Reiseplanungen erhalten, sind wir auf Vermutungen angewiesen: Suchte der heimat- und ruhelose Schriftsteller, der seit 1924 in Paris eine Wohnung besaß und 1929 nach Schweden übersiedelte, in Franken Ruhe und Geborgenheit? Lockte ihn der damals offenbar schon über die Grenzen Frankens hinaus bekannte Wein? Wollte Tucholsky von beruflichen und persönlichen Schwierigkeiten Abstand gewinnen? Er arbeitete 1927 als Korrespondent der Zeitschrift *Weltbühne* und der *Vossischen Zeitung*. Der Herausgeber der *Weltbühne*, Siegfried Jacobsohn, ein Gönner Tucholskys, war vor kurzem gestorben, und mit dessen Nachfolger, dem vor allem am geschäftlichen Erfolg interessierten Carl von Ossietzky, kam Tucholsky nicht zurecht.

Ob diese Vermutungen zutreffen, ist ungewiss; jedoch wissen wir eines genau: Tucholsky liebte Franken, obwohl er sonst eher nördlicheren Landschaften zugetan war und obwohl es auch damals schon – in Bayern lag Franken und Bayern – das waren für Tucholsky zwei Paar Stiefel, wie er schon 1922 feststellte: „Wir machen, glaube ich, den Fehler, immer von einem einheitlichen Bayern zu sprechen. Es gibt aber zwei ...“ Den Reichskanzler Josef Wirth forderte er deshalb auf:

Josef Wirth! Du lebst mit Bayern in einer unglücklichen Ehe. Die Frau wirft dir seit Jahren das Bügeleisen an den Kopf, wenn du dich ihr nur näherst – Kinder werdet ihr kaum noch kriegen. Sie sauft, krakeelt und liebelt mit einem anderen. Weißt du was? Nimm ihr den Ältesten, den Franken, weg und lass sie wandern, lass sie wandern! ... Nordbayern, Franken, fast alle Kreise bis zur Donau treiben den Münchener Wahnsinn nicht mit und bedanken sich dafür.

Mit dem „Münchener Wahnsinn“ meinte Tucholsky die reaktionäre Politik Bayerns nach dem Scheitern der Münchener Räterepublik, die Ermordung des bayerischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner durch Graf Arco-Valley, der dafür auch noch belohnt wurde, wie auch die im *Miesbacher Anzeiger* erschienenen nationalistischen und antijüdischen Hetzartikel. Auch die Volksschriftsteller Ludwig Thoma und Ludwig Ganghofer bekamen ihr Fett weg.

Die fränkische Reise war dagegen politisch unbelastet und deshalb ein nahezu völlig unbeschwertes Erlebnis für Tucholsky und seine beiden Freunde. Nur einmal fiel ein Schatten auf diese Reise, als sich nämlich Tucholsky anlässlich einer Rast in Heimbuchenthal über die Armut der dort lebenden Menschen und über die blasse Gesichtsfarbe und trüben Augen von deren Kindern äußerte.

Ganz im Gegensatz zu ihren preußischen Landsleuten Tieck und Wackenroder zeigten Tucholsky und seine Freunde nur wenig Forscher- und Entdeckergeist. Historische und kulturelle Sehenswürdigkeiten fanden nur sporadisch und nebenbei Beachtung. Kloster Bronnbach etwa wird folgendermaßen kommentiert:

Hier in Bronnbach steht eine schöne Kirche; darin knallt das Gold des alten Barock auf weißgetünchten Mauern. Ein alter Klosterhof ist da. Mönche und die bunte Stille des Herbstes. Wie schön müßte diese Reise erst sein, wenn wir drei nicht da wären!

Immer wieder durchbricht Tucholsky mit solch (selbst-) ironischen Formulierungen sein Reisetagebuch, so dass sich der Leser der Ernsthaftigkeit des Autors nie ganz sicher sein kann. Relativ vorbehaltlos schildert er die Landschaften, die sie auf ihrer Reise sehen:

Der Herbst tönt, und die Wälder brennen. Wir sind in Wertheim gewesen, wo der Main als ein Bilderbuchfluß dahinströmt, und wo die Leute mit einer Fähre übersetzen wie in einer Hebelschen Erzählung. ... Lichtenau; Die Perle des Spessarts. Dies ist nicht das Wirtshaus im Spessart, das liegt in Rohrbach – aber wir benennen das um. Hier ist es richtig. ... Dies ist eine alte Landschaft. Die gibt es gar nicht mehr; hier ist die Zeit stehengeblieben. Wenn Landschaft Musik macht: dies ist ein deutsches Streichquartett. Wie die hohen Bäume rauschen, ein tiefer Klang, so ernst sehen die Wege aus ...

In Mainfranken schuf sich Tucholsky offenbar ein Idyll, das jenseits des hektischen Alltags lag und dem ruhelosen Schriftsteller ein – wenn auch nur kurzes – Durchatmen ermöglichte. Die nahezu allgegenwärtige Iro-

nie verhinderte, dass dieses Idyll kitschig werden konnte.

Nur ein Thema gibt es, da bleibt die Ironie außen vor, da gerät Tucholsky ins Schwärmen und wird poetisch – und das ist der Wein. (Machen Sie sich doch einmal das Vergnügen und geben Sie eine der Formulierungen, die ich Ihnen gleich vorlese, in eine Internet-Suchmaschine ein: Sie landen dabei immer auf Seiten fränkischer Winzer, die natürlich längst die Werbewirksamkeit der Sätze Tucholskys erkannt haben).

Bereits am Abend des ersten Tages, an dem sie die Festung besichtigt haben, finden wir die drei Freunde beim Weintrinken. Tucholsky schreibt:

Wir hätten sollen nicht so viel Steinwein trinken. Aber das ist schwer: so etwas von Reinheit, von klarer Kraft, von aufgesammelter Sonne und sonnengetränkter Erde war noch nicht da.

Am nächsten Tag, in Ochsenfurt, erläutert der Schriftsteller, wie der offenbar beträchtliche Weingenuss finanziert wird:

Wenn wir nicht das Barock des Landes würdigen ..., dann würfeln wir. ... Wir müssen furchtbar aufpassen, weil mindestens immer einer mogelt. Ich würde nie mogeln, wenn es jemand merkt. Auch muß alles aufgeschrieben werden, damit nachher entschieden werden kann, wer den Wein bezahlt. Ich habe schon viermal bezahlt. Es ist eine teure Freundschaft.

Auch am folgenden Tag, an dem sie nach Iphofen gewandert sind, singt Tucholsky ein Loblied auf den fränkischen Wein:

Als wir das erste Glas getrunken hatten, wurden wir ganz still. ... Ein 21er, tief wie ein Glockenton, das ganz große Glück. ... Das Glück wurde noch durch ein Glanzlicht überhöht: der Wirt hatte einen 17er auf dem Faß, der war hell und zart wie Frühsommer. Man wurde ganz gerührt; schade, daß man einen Wein nicht streicheln kann. ... Wir nehmen uns jeder zwei Flaschen von dem ganz großen Glück mit, um es unseren Lieben in der Heimat mitzubringen. Jeder hat noch eine Flasche.

Zu einem Zwischenfall beim Trinken kam es in Lichtenau, wo Jakopp und Karlchen unisono feststellten, dass der Wein nach Kork schmecke. Nachdem der Wirt sie abgekanzelt („Ich hab gleich gesehen, daß die Herren keine Bocksbeuteltrinker sind!“) und ein anderer Gast das Urteil des Wirtes mit den Worten: „Meine Herren, der Wein schmeckt nicht nach dem Korken! Wenn er nach dem Korken schmeckt, dann möpselt es nach!“ bestätigt hatte, beschlossen die Freunde, „aus Rache, und um den Wirt zu strafen, ... noch viele, viele Flaschen Steinwein, von allen Sorten, [zu trinken].“ Für Tucholsky schmeckten sie „alle, alle ... nach Sonne.“ Ganz folgerichtig hieß es am nächsten Tag dann: „Bei uns dreien möpselt es heute heftig nach.“

Ich nehme stark an, dass es bei den drei Reisenden nicht nur einmal stark „nachmöpselte“; von daher kann ich mir nicht vorstellen, dass sie all die Orte wirklich zu Fuß erwandert haben; denn die Entferungen sind doch beträchtlich.

Am zwölften Tag der Reise, einem Mittwoch, waren sie wieder in Würzburg und stateten der Residenz einen Abschiedsbesuch ab. Auch dem Wein wurde noch einmal kräftig zugesprochen, was nicht folgenlos blieb: „Das Gehen fällt uns nicht leicht – der Steinwein fällt uns recht schwer. Die älteren Jährgänge vom Bürgerspital wollen getrunken sein. Wir trinken sie.“

Zwei Tage später brachte Tucholsky seine beiden Freunde zur Bahn. Seinen Abschiedsschmerz versteckte er hinter scheinbar abfälligen Bemerkungen:

Ich habe die beiden auf die Bahn gebracht, mit dem festen Vorsatz, sie nie wiederzusehen. Welche Säufer! Jetzt rollen sie dahin: der eine in sein hamburgischer Wasserwerk, der andere in sein Polizeipräsidium. Der gibt sich als ein hohes Tier aus; ist wahrscheinlich Hilfsschutzmann. Und mit so etwas muß man nun umgehen!

In einem Zug nach Paris ließ Tucholsky die Reise noch einmal Revue passieren, und am Ende dieser Reflexion lesen wir: „Es ist sehr schwer, aus Deutschland zu sein. Es ist sehr schön, aus Deutschland zu sein.“

Lassen Sie mich schließen mit der letzten Strophe von Scheffels „Exodus Cantorum“. Genauso, wie darin die Wanderung der Bambergischen Domchorknaben zu Ende geht, sind auch wir fast am Ende unseres diesjährigen Fränkischen Seminars angekommen. Doch markiert diese letzte Strophe nicht nur einen Abschluss, sondern gibt auch einen Ausblick in das nächste Jahr, in dem der Frankenbund wieder ein so informatives und gehaltvolles Fränkisches Seminar anbieten wird:

*Und schaut der Zeh zum Schuh heraus
Und blüht der Lenz zu Ende,
So schleicht der Mensch bestäubt nach Haus
Durchs grüne Maingelände.
Doch ob von langer Wanderschaft
Die Saiten all zersprungen,
Im nächsten Jahr, schenkt Gott die Kraft,
Wird wieder frisch gesungen.*

Weiterführende Literaturangaben zu diesem Thema stellt der Autor gern zur Verfügung.